

Laudatio für Felice Zenoni, <Der Spitzel und die Chaoten>, von Pia Horlacher

Liebe Preisträgerinnen und Preisträger, liebe Gäste

Ich könnte Sie natürlich auch mit einer Anrede aus dem Wortschatz der Jugendbewegung begrüßen: Hallo Superbürgis! Zumal wir hier versammelt sind in einem prächtigen Zunfthaus, als Lokalität geradezu ein Inbegriff hiesigen Bürgertums. Und viele unter uns sind ja alt genug, um uns noch persönlich zu erinnern: An eine Zeit, in der ‚Packerissyndrom‘ herrschte und ‚Krawall‘ und die Stadt der Banker-Gnomen in schweren Strassenkämpfen entflammte: ‚Züri brännt‘.

In diesem Satz sind nur einige der Schweizer Filmtitel verpackt, die von wiederholten Generationenkämpfen erzählen. Der Film, so scheint es, ist das bevorzugte Format für das Narrativ der jüngeren Rebellionen: Viel Action mit Pulverdampf und Tränengas – doch intellektuell genügten dann halt oft auch die alten Western-Muster von den Helden und den Bösewichten.

Jetzt kommt mit <Der Spitzel und die Chaoten> ein weiterer Titel hinzu: Einer allerdings, der die Sache gegen den Strich bürstet. Zwar beschwört auch Felice Zenoni die Zürcher Jugendunruhen in intensiven Bildern wieder herauf: in einer brillanten Montage von Archivaufnahmen, O-Tönen und dem musikalischen Sound der Zeit. Dann aber grätscht er ins Revoluzzer-Idyll mit zwei Protagonisten von damals und ihrer gesammelten Lebenserfahrung von 40 Jahren.

Der Urner Filmmemacher, bezeichnenderweise ein Beobachter von aussen, bringt zusammen, was einst nicht zusammengehörte: Einen der Drahtzieher der Bewegung, die ja eigentlich gar keine Drahtzieher haben wollte; und einen der Polizisten, der eigentlich auch gar kein Spitzel sein wollte. Jung in einer Polizei, die auch nicht gerade zum

Feindbild der Jugend werden wollte. Aber die letztlich so wenig verstand wie die Politik, was denn da abging.

Wann hatte sich denn zuletzt jemand gestört an den Subventionsmillionen fürs Plüschtheater?! Die Alt-Achtundsechziger besuchten das doch selbst schon wieder fleissig. Und was für Freiräume verlangten diese Jungen denn!? Die hatte doch mehr Freiheiten, als die Alten es sich je hätten träumen lassen. So lautete denn die Order der politischen und polizeilichen Verunsicherung, eben: ‚Gönd emol go luege‘.

Viel zu sehen gab es anfangs ja nicht. Die Jungen wussten selbst nicht so recht, was sie wollten. Zusammen abhängen, kreativ sein, nicht gleich erwachsen werden müssen. Die Friedfertigeren wollten in Ruhe kiffen, die Machos spielten sich auf und wollten ganz gerne schlägern, die Frauen wollten sich behaupten und neue Rollen finden. Dann einigte man sich auf Forderungen, Freiräume, ein autonomes Jugendzentrum, alles subito - und ein paar Sprachtalente lieferten bunte Politparolen. Weniger Staat, mehr Gurkensalat.

Die Fortsetzung kennen wir: Aus Spieltrieb wurde Aggression, aus Kreativität wurde Krawall, aus Konfrontation Polizeigewalt, aus Hoffnung Heroin, aus dem AJZ ein übler Drogenumschlagplatz, schliesslich ein Carparkplatz, und aus dem ‚Gönd emol go luege‘ ein schockierender Fichenstaat.

Nun hat jede Generation ihren Sturm und Drang, hat ihre Romantiker und hat ihre ‚angry young men‘ - damit sind wir bereits vom 18. Jahrhundert ins 20. gehüpft, in die scheinbar megatoten fünfziger Jahre. Und jede Generation hat ihre literarischen, filmischen, musikalischen Zeugnisse dazu. Sie stimmen mit den Einschätzungen der folgenden Generationen selten überein. Ein ‚Look Back in Anger‘ zum Beispiel, jener programmatische Titel der zornigen jungen Männer der Nachkriegsjugend, würde heute von der Woke-

Generation mit Sexismus-Shitstorms eingedeckt (wenn sie denn noch Bücher oder gar Bühnenstücke lesen würde).

Die Rebellen meiner Vätergeneration, die Rebellen meiner eigenen Generation und sogar schon die Rebellen unserer Kindergeneration sind heute die neuen Feindbilder: Die alten weisen Männer, als gestrig abgeschrieben oder als toxisch beschimpft von ihren LGBTQ-Grosskindern.

In Felice Zenonis versöhnlichem Blick zurück sind sie aber auch die alten, fast ein bisschen weisen Männer von heute, die Rückschau halten auf die jungen, und ja, ein bisschen dummen Männer von damals. Der Pulverdampf hat sich verzogen, der Blick ist nicht mehr vom Tränengas vernebelt, die Wahrnehmung geklärt von 40 Jahren Lebenserfahrung: Soviel jugendliche Arroganz, soviel polizeiliche Verbissenheit und eine solche Gewaltspirale hätten nicht sein müssen - und Spitzelsein ist kein Undercover-Abenteuer, dass man seelisch unbeschädigt abhaken kann.

Einzig die jungen Frauen von damals - die hier für einmal nicht vergessen gehen -, dürfen sich noch heute in ihrem feministischen Kampfgeist bestätigt wissen. Allerdings glaubt ihre Vertreterin im Film, den Feminismus hätten sie damals im AJZ erfunden. Aber hallo, muss ich da entgegnen, wär hätt's erfunde?! Wir von der FBB, der Frauenbefreiungsbewegung, waren schon zehn Jahre vorher da. Und wir wussten immerhin noch, dass wir Vorgängerinnen weit zurück in der Geschichte hatten.

Aber wir wollen nicht kritteln: Hätten die jungen Revoluzzer aller Generationen mehr auf die Frauen gehört, würde sich das Patriarchat der bekämpften Väter nicht endlos an die aufmüpfigen Söhne vererben, mit andern Vorzeichen, andern Kleidern, andern Haarlängen, aber mit gleichem Wesen. Die Me-too-Generation kann ein Lied davon singen.

So dokumentiert ‚Der Spitzel und die Chaoten‘ eben nicht nur ein Stück lokaler Zeitgeschichte. Der Film ist darüber hinaus auch ein kleines Lehrstück über Geschichtsschreibung, über das fluide Wesen von Narrativen, wie man das heute nennt.

Denn er führt uns vor Augen, sachte und ohne Besserwisserei: dass Wahrnehmung und Erinnerung individuell funktionieren, dass Geschichten und ihre historischen Interpretationen nicht in Stein gemeißelt sind. Sie sind gebunden an unsere persönlichen Biographien, an das Land und die Zeiten, in denen wir leben, an die sozialen Milieus und die familiären Hintergründe und an einiges mehr.

Mit den Rückblicken von Fredy Meier und Willi Schaffner erleben wir also auch so etwas wie einen Historikerstreit im Kleinen; unter Amateuren zwar, aber als Prozess einer unterschiedlichen Vergangenheitskonfrontation nicht minder aufschlussreich. Und endet tut er erst noch bedeutend friedlicher als die Streitereien der akademischen Zunft. ‚Der Spitzel und die Chaoten‘ ist ein kluger, warmherziger Film, hoch willkommen in einer fragmentierten Gesellschaft, wo fast nur noch in der Engstirnigkeit geschlossener Blasen politisiert wird. – Ich danke Ihnen.